

Nr. 23. Posen, den 7. Juni. 1891.

Hertha.

Novelle von Julius Steinbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aber, Väterchen," begann Hertha in bittendem Tone, „Du bist doch gegen Kurt, der wirklich sein Möglichstes thut, ein wenig zu bitter."

„Ich? zu bitter? — da seh mir Einer. Jetzt ist es gerade ein halbes Jahr, daß er im Hause ist. Sein Möglichstes thut er, nur nicht in seinem Beruf. Vielleicht macht er eben deshalb bessere Fortschritte bei Dir."

Das unbedachte Wort war dem Alten unwillkürlich entschlüpft. Hertha wandte mit einem vorwurfsvollen Blick das glühende Gesicht nach ihrem Vater, der umsonst seine eigene Verlegenheit zu verbergen suchte, dann brach sie in Thränen aus und stand vom Tische auf.

„Nun, Mädchen, sei ruhig, es war nicht böse gemeint," beschwichtigte der Alte mit ängstlicher Zärtlichkeit seine weinende Tochter. „Es war nun wieder einmal so ein Wort, wie's Einem im Eifer entschlüpft — Herr Hohenhausen ist ja kein Fremder."

„Sehen Sie, bester Freund," fuhr er gegen Walter gewendet fort, „nun ich die Thorheit begangen, muß ich schon noch ein Wort der Entschuldigung beifügen, sonst komme ich bei Ihnen in den Ruf eines bärbeißigen Griesgrams. Glaube nur nicht, liebes Töchterchen, daß ich so ganz blind bin. War nicht auch ich einmal jung? Ich kenne ja den ganzen Trödel der Liebesgeschichten. Es hat mir immer eine gewisse Befriedigung gewährt, daß, wenn ich einmal sterbe, Kurt meine Stelle einnehmen sollte, und was sich noch weiter treffen sollte, wäre mir willkommen gewesen. Ich ließ Euch deshalb hinreichend Raum, Euch kennen zu lernen. Aber der Bursche wird mir in letzter Zeit noch unlustiger zu Allem, was Arbeit heißt, und das kann ich doch unmöglich gutheißen. Will er dereinst Anspruch auf Deine —"

„Ich bitte Dich, lieber Vater! Du magst doch auf unrichtigem Wege sein. — Lassen wir's."

„Nun, wie Du willst; jetzt geh' Kind — es ist spät." Mit diesen Worten küßte der Alte seine Tochter zärtlich und sah ihr wohlgefällig nach, bis sie mit etwas befangenem Gruß an Walter zur Thür hinaus war.

„Ach Freund," sagte Meinhardt, Walters Hand ergreifend, „das Mädchen ist eine Perle. Ganz ihrer Mutter Bild!" Hier fiel er in ein tiefes Sinnen und fuhr dann nach einer Pause fort: „Sehen Sie, Eines hätte ich doch, rundweg gesagt, gern gesehen, wenn — nehmen Sie mir's nicht übel, aber wenn Sie früher oder gar nicht gekommen wären."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Forstrath," erwiderte Walter etwas empfindlich.

„Nun, ich dächte, das wäre nicht gar so schwer. Freilich fehlt Ihnen der scharfe Blick des Vaterauges; aber ich sehe hier weiter, als Sie glauben. Lieb, recht lieb wäre es mir gewesen, wenn Sie statt des albernen Jus lieber gleich die Forstwissenschaft gewählt hätten, ein fröhlicher Grünrock in Gottes schöner Natur geworden und zu uns gekommen wären. An Ihnen hätte ich, ich rede frei von der Brust weg, einen tüchtigen Nachfolger und wer weiß — vielleicht auch mehr gefunden."

Walter rückte verlegen auf seinem Stuhle.

„Ich glaube, verehrter Freund, es bedarf wohl meiner Bemerkung nicht, daß Ihr Neffe die Rechte der Verwandtschaft —"

Meinhardt machte eine ungeduldige Bewegung. „Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen; Kurt ist meines Bruders Kind — ich werde das nie vergessen; es bedingt aber nichts. Und die Hand meiner Tochter zu erhalten, müßte er ihr zusagen; und um meinen Posten einzunehmen, muß er durch Prüfungen seine Befähigung nachweisen. Es hängt also beides von ihm ab, steht im engsten Zusammenhange, und eben deshalb kann ich nur mit Aerger und Bedauern sehen, wie er über beide Bedingungen leicht weggeht, als könnte es ihm bei Hertha gar nicht fehlen, und als hinge es nur von mir ab, ihn zum Forstrathe zu machen. Er hätte selbst bei regerem Eifer noch eine gute Strecke hin."

„Ich dächte," bemerkte Walter, „es müßte dann ein Leichtes sein, ihn zu einiger Anstrengung zu vermögen."

„Der Junge hat kein Herz für den Stand — das ist Alles. Man muß dazu geboren sein. Er hätte an Ihrer Stelle sein sollen. Auf dem glatten Parquet hätte er sicher eine bessere Karriere gemacht, als im grünen Walde. Hier findet er nichts nach seinem Geschmack und wird täglich verdrossener. Sind doch selbst Sie ihm ein Dorn im Auge, den er je eher, je lieber wegsähe; denn trotz seiner Lässigkeit ist er maßlos empfindlich und eitel wie ein Frauenzimmer."

Diese letzte Bemerkung machte auf Hohenhausen unstreitig einen ungünstigen Eindruck, denn er zog die Augenbrauen zusammen und verfiel in ein tiefes Schweigen und Sinnen, aus dem ihn erst die Stimme Meinhardts, der ihm gute Nacht wünschte, weckte.

Seit diesem Abend war die allmählich sich bildende Kluft zwischen dem Forstrath und seinem Neffen noch fühlbarer geworden. Der Alte unterließ seine Ausfälle, aber eben dies war ein böses Zeichen, denn an die Stelle des humoristischen Spottes trat ein von Tag zu Tag fühlbarer werdender Konvenienzton.

Walter hatte seine täglichen Besuche anfänglich auf zwei in der Woche vermindert, machte dann längere Zwischenpausen und blieb endlich ganz weg. Die Lücke, welche hierdurch in dem an seine Gegenwart gewöhnten kleinen Kreise entstand, war um so fühlbarer, als das gute Einvernehmen ohnehin erschüttert war.

Hertha war, seitdem Walter seine Besuche eingestellt hatte, auffallend ernst und sinnend geworden. Ihr heller Verstand mochte errathen haben, um was das Gespräch ihres Vaters mit Jenem sich gedreht habe. So lange Walter allabendlich erschien, betrachtete sie ihn mit dem wohlwollenden Auge der Freundschaft, ohne je zu denken, er könne einen bleibenden Eindruck auf sie machen, zumal da Walter sich nie in auffallender Weise an sie wendete. Aber eben jene leidenschaftslose Ruhe, jener männliche, manchmal selbst düstere Ernst, der dem Wesen Walters innewohnte, ließ ihn bei Vergleichen mit ihrem tändelnden Vetter Kurt um so anziehender erscheinen, und seit er nicht mehr kam, konnte sie sich einer geheimen Sehnsucht nach seiner Gesellschaft nicht erwehren. Es war eine Leere in ihr, welche die Huldigungen Kurts nicht auszufüllen vermochten. Die rastlose Beschäftigung, der sie sich hingab, vermochte wohl zu verhüten, daß sie in Trübsinn verfiel, aber die Stunden des Alleinseins waren um so peinlicher für sie, da sie sich selbst das Vorhandensein gewisser Gefühle nicht zu verhehlen vermochte, und dabei das schmerzliche Bewußtsein in sich trug, zu einem Manne sich hingezogen zu fühlen, dem sie gleichgültig sei, sein müsse, denn welch' anderem Beweggrunde sollte sie wohl sonst die Bereitwilligkeit, ihre Gesellschaft zu meiden, zuschreiben?

Dem bekümmerten Vater entgingen die rothgeweinten Augen seiner Tochter, ihr stilles Dahinbrüten nicht, und trugen eben nicht dazu bei, seiner wachsenden üblen Laune zu steuern. Trotz der strengen Winterkälte ging er hinaus in die schneebedeckten Forsten, um ganze Tage lang nicht nach Hause zu kommen. Es sei ihm wohler im Walde, entgegnete er einfach auf Herthas besorgte Fragen. Aber der geraden, ehrlichen Natur des alten Waidmannes widerstrebte die Lüge, und bald war es Hertha kein Geheimniß mehr, daß er Hohenhausen Besuche machte.

Kurts Lage war um nichts beneidenswerther als die seiner Cousine, denn er war zu klug, um nicht zu bemerken, daß seine Bewerbungen gar keinen Eindruck mehr auf sie machten. Verglich er diesen Umstand mit den Verhältnissen in jener Zeit von dem ersten Erscheinen Walters bis zu seinem Ausbleiben, so konnte das Ergebniß nichts Anderes als eine heftige Eifersucht sein, um so qualvoller für ihn, als er sich sicher im Besitze von Herthas Neigung wähnte und es nun mit einem Rivalen zu thun hatte, der nicht durch seine Gegenwart und Persönlichkeit, sondern durch überwiegenden Charakter ihm den Rang streitig machte, oder besser, ihn längst verdrängt hatte, und doch konnte er Walter nicht den Vorwurf machen, sich zwischen ihn und Hertha gedrängt zu haben.

Je klarer sich daher die Wahrscheinlichkeit herausstellte, daß Hertha sich zu Walter hingezogen fühle, desto peinlicher empfand Kurt die Bisse der Eifersucht, verbittert noch durch das Gefühl absoluter Wehrlosigkeit, in der er sich seinem glücklicheren Mitbewerber gegenüber befand. Unter solchen Umständen mußte es kommen, daß zwischen Kurt und Hertha sich bald unliebsame Szenen ereigneten, die, je öfter wiederkehrend, einen um so gereizteren Charakter annahmen. Kurt war nicht der Mann, eine schwankende Wagschale zu seinen Gunsten sinken zu machen. Meinhardts Besuche bei Walter waren ihm bis jetzt unbekannt geblieben und der scheinbar abgebrochene Verkehr bildete einige Zeit den Nothanker, an welchen Kurt noch einige Hoffnung knüpfte.

Das Wiederaufleben der Natur aus dem langen Winterschlafe brachte in die traurige Einförmigkeit von Herthas Lebensweise einigen Reiz. Mit empfänglichem Herzen für die Schönheiten der Natur trat sie hinaus in die mildere lebenathmende Märzluft, um mit den Frühlingsblüthen neu aufzuleben. Sie machte häufige und weite Spaziergänge in die umliegenden Gehölze ohne andere Begleitung als die ihrer regen Gedanken. Auf einem dieser Spaziergänge hatte sie sich eines Tages, ein Buch in der Hand, an ihren gewöhnlichen Ruheplatz, ein kleines Tannengehölz, begeben, las, band sich einen Strauß von Veilchen, um ihn gedankenlos wieder zu zerpflücken, und kam endlich, da nichts sie ruhiger machen konnte, zu dem gewöhnlichen Ende — den Thränen.

„Störe ich?" frug plötzlich eine bescheiden gedämpfte, bekannte Stimme. Hertha schrak aus ihren Träumereien; vor ihr stand Walter. Nun war die Beantwortung der an sie gerichteten Frage, so alltäglich sie auch klang, doch durchaus nicht so leicht, und einige Momente haschte das arme Mädchen vergebens nach einer Entgegnung.

Mit zarter, von Hertha um so tiefer empfundenen Schonung umging Walter die Klippe, indem er selbst den Faden der Unterhaltung aufnahm und fortspann, bis seine befangene Gesellschafterin Fassung genug gewann, das Ihrige beizutragen.

„Ist es verantwortlich," frug Walter lächelnd, „mit den zarten Vorboten des Frühlings in solcher Weise zu verfahren," — hier wies er auf die zerpflückten Blumen zu Herthas Füßen.

„Und warum nicht? Haben sie ihren Zweck nicht erfüllt, wenn sie geblüht und geduftet haben?"

„Ich gebe es zu. Aber muß man nicht in trüber Laune sein, um ein so kurzes Leben so gewaltsam zu zerstören?"

Die Wendung, mit welcher Walter hier einzulenken suchte, war einigermaßen ungeschickt ausgefallen. Hertha fühlte sich von dem Forschen nach einem Zustande ihres Gemüths, der ihr selbst der wundeste Fleck desselben war, wie von einem Dornstich berührt. Sie kannte ihren Vater, wußte, daß er oft mit Walter verkehrte, und fürchtete, vielleicht nicht ohne Grund, es könnten hierbei die jüngsten Vorfälle zwischen ihr und Kurt in einer Weise zur Sprache gekommen sein, welche Walter für eine indirekte Aufforderung ansehen konnte. Aus freiem Antriebe hatte dieser bisher nie sich ihr genähert; der Versuch, es jetzt zu thun, kam ihr wie eine Handlung des Mitleids vor, von welcher sie sich verletzt fühlte.

Walter war diese Bewegung nicht entgangen, und es bedurfte seiner ganzen Gewandtheit, um sich aus dieser peinlichen Lage zu ziehen. Seine Hauptaufgabe mußte sein, Hertha zu überzeugen, daß es sein freier, durch nichts als seine inneren Gefühle hervorgerufener Entschluß war, sich ihr zu nähern. Dies gelang denn schließlich auch, und nach einer Viertelstunde saßen sich beide ruhig gegenüber.

„Ich komme, ehe ich Ihnen ein Lebewohl für längere Zeit sage, Sie noch einmal zu sprechen, und habe deshalb heute meine Wanderung zu dem Hause Ihres Vaters unternommen; ein angenehmer Zufall wollte es, daß ich Sie hier finde."

„Sie wollen also fort?" frug Hertha befremdet.

„Sie kennen aus Erfahrung die geringe Stabilität der Verhältnisse eines Forstbeamten, der ein ausgedehntes Territorium zu überwachen hat."

„Also eine Dienstreise blos — und sollte Sie diese für lange Zeit fernhalten?"

„Ich vermag dies nicht zu bestimmen, aber die Möglichkeit, in Gott weiß welchem Winkel meines Bezirks mich festgehalten zu sehen, ist nicht zu leugnen. Erlauben Sie mir demnach, Ihnen ein recht herzliches Lebewohl zu sagen. Die schönen Abende in Ihres Vaters Hause nehme ich als freundliche Lichtpunkte meines Lebens mit mir; sie sollen mir die vielleicht traurige Einsamkeit der Zukunft erträglich machen. Ich schmeichle mir, Sie werden dann und wann Zeit finden, einen Augenblick des Fernen zu gedenken."

„Die Entbehrung Ihrer Besuche, mit denen Sie unseren kleinen Abendzirkel diesen Abend erheiterten, ließ uns Ihr Fernbleiben schon empfinden, und Sie haben wahrscheinlich die Pausen so lang werden lassen, um uns allmählich an Ihre Abwesenheit zu gewöhnen. Mein Vater hat sich so sehr an Ihren Umgang gewöhnt, daß er unserer fast gar nicht mehr zu gedenken scheint; allerdings ist meine Gesellschaft auch wenig geeignet, ihm Ersatz zu leisten. — Sie sprechen doch noch bei uns vor?"

„Ich bin im Begriffe, den Herrn Forstrath aufzusuchen, — dann —"

„Wie, Sie schlagen ein Mittagbrot bei uns aus?"

„Ich müßte höchst undankbar gegen die Gastfreundschaft Ihres Hauses sein, wenn ich ein so freundliches Anerbieten ablehnen sollte," entgegnete Walter nach einigem Zögern und stand von dem Steine, auf dem er sich Hertha gegenüber niedergelassen hatte, auf. „Vorher jedoch will ich mit dem Herrn Forstrath in seinem Reiche eine kleine Geschäftssache an Ort und Stelle besprechen."

Das Gespräch hatte unvermuthet eine ganz andere Wendung genommen, als Hertha gehofft und heimlich erwartet hatte. Aber dennoch war es ihr nicht unlieb, denn sie hatte Ruhe genug gewonnen, Walter, wie sonst, unbefangen die Hand zum Abschiede zu reichen. Dieser ergriff die dargebotene Rechte und, was er sonst nie gethan, drückte einen zwar ehrerbietigen, aber so innigen Kuß auf dieselbe, daß Hertha der allzulangen Dauer desselben durch ein leises Zurückziehen ihrer Hand ein Ende machen mußte. Walter erhob sich und ging mit stummem Gruße weg.

Hertha stand einen Augenblick in stilles Nachdenken versunken, — dann wie von einem unwiderstehlichen Gedanken erfaßt, drückte sie die eigenen Lippen auf die Stelle, auf der sie Walters Kuß noch fühlte, nahm ihren Hut und wollte eilig fort.

Nach einigen Schritten kehrte sie um, bückte sich, sammelte die Reste des zerpflückten Veilchenstraußes, legte sie in das aufgeschlagene Buch und eilte dann flüchtigen Schrittes dem Hause zu.

Einige Augenblicke später erschien Kurt, aus einem dichten Wachholderbusch tretend.

Er warf einen höhnisch-lächelnden Blick nach der Stelle, welche Hertha eben verlassen hatte. Es war dieselbe, wo er vor etwa sieben Monaten in muthwilliger Laune mit ihr die Freikugeln goß.

„Der wilde Jäger!" murmelte er, gab seinem ruhig vor ihm sitzenden Hunde mit einem rauhen Fluche einen Fußtritt, daß dieser laut aufheulte, und schlug einen Seitenweg in den Wald ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Shawl des Papstes.

Skizze von Emmy Rossi. (Nachdruck verboten.)

Ein feuchter Windstoß, der Vorbote drohender Regengüsse, fährt kraftlos durch das überreife Haidekraut, dessen blauröthliche Glocken bereits abfallen, um das Sterbelager des braunen Herbstes zu bilden, der sich hier in der polnischen Haide sein großes Grab gewählt. Die Post rollt langsam durch die blühende Wüste, tief im Sand knirschen die Räder — ein Schwarm blauschimmernder Raben flattert müde von den Wagenfurchen auf und krächzt kaum über die Störung; lebenssatt, lebensmatt heißt die große Parole in der Natur. Auch die Insassen des Wagens fühlen die traurige Stimmung eindringen, das zuerst heitere Reisegeplauder ist verstummt, die schelmischen Lieder, die ihr junger Mund zu Anfang der Fahrt in den frühen Tag hineinflattern ließ, haben sich zu stummen Seufzern verdichtet, eine Sterbe-Wehmuth ist, unbewußt zwar, aber greifbar, tief gefühlt, in ihren Frohmuth vernichtend eingedrungen.

Der Postillon allein weiß nichts von Sentimentalität — er hat schon bei schlechterem Wetter die Post gefahren und kennt keine Stimmungen. Wenn es regnet, zieht er den Kragen über den Hut und pfeift philosophisch und mit absichtsloser Schwermuth die Melodien seiner polnischen Volkslieder, — jetzt dringt aus seinem Munde in den Postwagen hinein die bekannte Abschiedsweise des Soldaten: „Schöne Minka, ich muß scheiden."

Ein Lächeln gleitet über das Gesicht der jungen Frau im Wagen: „Höre nur — er pfeift das Lied, von dem Du uns soeben die drollige Episode aus Blücher's Leben erzähltest; ob er gehört hat, daß der alte Held zum höchsten Ergötzen der Catalani dies Lied, als sein Lieblingslied, ihr in großer Gesellschaft vorgesungen habe?"

„Möglich — doch auch ohne diese Erklärung nicht erstaunlich," antwortet der Gatte der jungen Frau — ein rühmlichst bekannter italienischer Künstler, der auf dem Weg nach Warschau eine Konzert-Tournee von Ort zu Ort damit verbindet.

„Und ist es nicht ein Vorurtheil, die Catalani als größte aller gewesenen und kommenden Sängerinnen zu nennen — könnte sie den heutigen Ansprüchen noch genügen, könnte sie z. B. Wagner singen?" meinte, zu halbem Widerspruch geneigt, die junge Frau.

„Liebes Kind, die Patti gilt jetzt für die erste aller Sängerinnen, aber Wagner singt sie auch nicht! Es ist die Virtuosität des Gesanges, des Kunstgesanges mit allen Verzierungen, welche sowohl wie die Patti die Catalani so hoch erhob. Du hättest die Vorperiode, die Periode der Melodie kennen müssen, um dies zu begreifen, — sie waren alle keine dramatischen Helden: Tamburini, Mario, Bellini, und die hundert Anderen, aber wenn z. B. Mario und die Grisi, seine schöne Giulia, sich in der „Nachtwandlerin" die Perlen ihrer Läufe und Cadenzen wie schimmerndes Geschmeide zuwarfen, dann brach jener Beifall los, der nicht von kritischen Ohren, sondern von entzückten Herzen seinen Ausgang nahm — der Verstand hatte blutwenig dabei zu thun, um so mehr aber das Gefühl."

Auf dem Rücksitz der Post hatte ein älterer Herr Platz genommen, der seinen Violinkasten neben sich placirt hat und diesen sorgsam wie ein Kind hütet.

„Die Patti ist groß", sagt er, „größer noch fand ich die Catalani, aber ich habe dennoch eine Sängerin gekannt, welche sie Beide übertraf —"

„Wen? Die Malibran, die Schröder, die Lucca?" fragt neugierig, sich halb von ihrem Sitz erhebend, die kleine Frau; doch der Violinist schüttelt den langhaarigen Kopf. „Umsonst, nach Namen zu fragen — es hat ihn Niemand gekannt; die Catalani selbst hat ihr aber den Meisterpreis zuerkannt — ich war Zeuge."

„Und vier Wochen sind wir ununterbrochen in Ihrer Gesellschaft und Sie haben uns noch keine Silbe davon erzählt?" fährt halb ungläubig, halb schmollend seine Begleiterin auf.

„Aber schöne Frau — man hat so viele Erinnerungen im alten Gehirnkasten; will mich indessen beeilen, meine Unterlassungssünde gut zu machen, nun, da der halb vergessene Ruhm der großen Angelica von Ihnen berührt wurde." — — —

— — — Am Horizont taucht ein dunkler Punkt auf, dessen Umrisse man durch die fahle Luft hindurch nicht deutlich unterscheiden kann — es beginnt langsam und staubig zu regnen.

„Gewiß beginnt Ihre Reminiscenz wieder" — neckt die kleine Frau den Freund des Gatten, „vor circa hundert Jahren, als ich die schöne Catalani zum ersten Mal sah . . ."

Der Violinist läßt sich nicht stören. „Ungefähr die Hälfte davon trifft das Richtige — es war im Jahre 1830, als ich mit der Catalani eine Tour durch Rußland machte. Ich war ein blutjunges Bürschchen und es gereichte mir zu besonderer Ehre, daß ich in den Konzerten der Diva spielen durfte. Ihre Triumphe zu beschreiben ist überflüssig; zu der Schönheit eines gewaltigen Organs, bei dem jeder einzelne Ton schon für vollstimmige Musik gelten konnte, kam vollendete Kunstfertigkeit des Gesanges. Eine Nachtigallenbrust, die bald in Schmerzen zitterte, bald in Siegesfreude jubelte — blendend — staunenerregend! — — Wir befanden uns in Moskau, man feierte in ihr nicht nur die Künstlerin, sondern auch die Frau, besonders ein rhutenischer Fürst hatte es sich in den Kopf gesetzt, sie von allem Anderen zu trennen, um sie zu seiner Geliebten zu machen. Als er sich von der Unmöglichkeit dieses Begehrens überzeugt hatte, wandelte sich seine Anbetung in Haß, und er suchte durch kleinliche Rache ihr manche unangenehme Scene zu bereiten. So erhielt Angelica eines Tages von ihm ein Billet, welches ungefähr lautete: „Gnädige Frau — wenn Sie hören wollen, was Kunst und Gesang ist, so lernen Sie es von einem Weibe, das zwar nicht einen so berühmten Namen hat wie die Catalani, aber doch die größere Sängerin ist; sie ist jeden Abend im Zigeunerchor, Restaurant Wallissipoff, Osterthorstraße zu hören."

Madame Catalani, weit entfernt, kleinlich betroffen zu werden, entschied sich sofort für einen Besuch dieses Restaurants — aus Interesse und Neugierde! In Rußland ist die Mode singender Zigeuner-Chöre in den Privatzimmern eines Restaurants gang und gäbe; sie leisten gewöhnlich Vorzügliches; wenn auch von Schulung keine Rede ist, so singen sie doch instinktmäßig glockenrein und mit schönen Stimmen — dem Zigeuner ist die Musik angeboren. Wir fuhren noch an demselben Abend hin, eine kleine Gesellschaft von acht Personen, die bei der Fürstin Taranoff dinirt hatte. Es war ein klarer Herbstabend, frisch, aber nicht kalt, die Saison der Pelze war noch nicht gekommen.

Ich sehe sie noch in diesem Augenblicke vor mir, die Catalani, in ihrer Schönheit und hoheitsvollen Gestalt. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid, welches nach der damaligen Mode die vollen Schultern frei ließ und nur bandartig den halben Oberarm deckte; eine weiße russische Glockenblume, handgroß fast, diente statt der Broche, denn die berühmte Sängerin trug in kleinen Gesellschaften nie den geringsten Schmuck, ihr Haar, hoch über den Kopf gerollt, wallte im Nacken in fessellosen Locken herab. Ein besonders feiner Cachemir-Shawl, auf schwarzem Grund rothe Palmen zeigend, hüllte, als wir den Wagen bestiegen, ihre ganze Gestalt ein.

„Welch' wunderbarer Shawl", bemerkte die uns begleitende Fürstin Taranoff, „ein seltenes Stück."

Angelica schob die rechte Seite desselben etwas nach vorne und deutete auf eine in Goldfäden eingestickte Tiara auf dem schwarzen Grund: „Sehen Sie diese päpstliche Tiara? Dieser Shawl ist eine Gabe des verehrten Kirchenfürsten in Rom. Ich habe am Maria-Tage die Soli's im Vatikan gesungen — am anderen Tage erhielt ich dies Geschenk mit dem Segen und den

Worten des heiligen Vaters: „Der größten unübertroffenen Sängerin der Welt.“

Wir bewunderten das köstliche Gewebe, welches trotz aller Dichtigkeit, Feinheit und Größe so elastisch war, daß man es durch einen kleinen Armreif zu ziehen vermochte — zehn Minuten später saßen wir erwartungsvoll bei Walissipoff, vor uns die Gruppe des mehr als zwanzig Personen fassenden Zigeunerchors, vorn die Weiber und Kinder, hinter ihnen die Männer — umsonst suchte unser Auge ein schönes Gesicht oder eine biegsame Gestalt — es waren ganz gewöhnliche Erscheinungen.

Der Gesang beginnt, klagende melodische Stimmen, frisch und voll, aber nicht eine vor der anderen sich hervorthuend. — Die Melodie ist zu Ende, leise Tambourinschläge bilden den Uebergang zum zweiten Vers, sie verstärken sich, bis sie zur wildesten Raserei ausarten — plötzlich ein Ruck, der die Gruppe zerreißt, lautlose Stille, ein schmetternder, schier endloser Triller, und vor uns steht ein Weib — ein Weib!

Wie soll ich sie beschreiben?

Das Ideal einer Zigeunerin, hoch und schlank wie eine Schlange, Haare, die bis an das Knie fließen, Augen, die in Thränen zu schwimmen scheinen und doch Flammenblitze sprühen, Lippen wie Granatblüthen vom Sturme gepeitscht, unheimlich weiße Zähne, und eine Haltung wie eine entartete Königstochter. Sie sang — unaufhörlich, unermüdlich. Und wie sang sie, wie? Ja, wie ein Chor von Nachtigallen, die eine Löwenstimme haben.

Wir waren starr, berauscht, fast entsetzt über solche nicht einmal geahnte Leistung eines ungeschulten Genies — die Catalani, blaß bis in die Lippen, selige Thränen in den Augen, zitternd am ganzen Leibe, horchte mit klopfenden Pulsen und ließ diesen Gesangsrausch willenlos über sich ergehen.

Und als die Zigeunerin geendet und tief sich vor der Sängerin verneigte — denn man hatte ihr gesagt, vor wem sie gesungen — da sank die großherzige Angelica an ihre Brust, bedeckte den Mund und die broncenen Wangen der Rivalin mit Thränen und Küssen, und plötzlich, impulsiv, riß sie den Shawl des Papstes von ihren Schultern und schlang ihn um den Hals der Zigeunerin: „Er war der größten unübertroffenen Sängerin geweiht — und das bist Du! Nimm ihn mit des heiligen Vaters Segen, vereint mit dem meinigen.“

Man übersetzte dem schönen Weibe, was dies bedeute; sie küßte die Hand der Großmüthigen, küßte auch die goldene Tiara und sang uns noch eines ihrer gluthvollen, tieftraurigen Lieder.

Wir verließen Moskau einige Tage später. Als wir im nächsten Jahre wiederkamen, fragten wir der Truppe umsonst nach.

Woher kommt der Zigeuner, wohin zieht er? Er kommt mit dem Wind, er geht mit dem Sturm.“ So schloß der alte Geigenkünstler seine Erzählung, und in seinen Augen lag ein Abglanz freudiger Erinnerung.

Der Postillon, welcher gehalten hatte und den Wagenschlag öffnete, nahm die letzten Worte als Einleitung einer Mittheilung, die er den Insassen zu machen hatte.

„Zigeuner? ganz richtig, ich dachte es mir schon, als ich das Fuhrwerk von Weitem sah. Das Rad ist gebrochen und sie bedeuteten mir, ihnen zu helfen — wenn ich darf — es sind fast alles Weiber — es wird nicht lange dauern.“

Willig gab man die Erlaubniß; die Monotonie des Fahrens war doch für kurze Zeit unterbrochen, trotz des feuchten Niederschlags stieg man aus.

Auch die Insassen des Zigeunergefährts hatten das rümpelnde Gestell verlassen, da der Wagen auf drei Rädern kippte. Es war nur ein einziger Mann dabei, viele Kinder, mehrere Weiber, alte und junge, die nun schreiend und bettelnd auf die Reisenden zukamen — ein Donnerwort des Mannes scheuchte sie an ihren Planwagen zurück. Halb gehoben, halb gezogen kam dort noch eine alte Frau zum Vorschein, eine gräßliche Erscheinung — man sah, sie war etwas gelähmt, blind und gekrümmt vom Alter und der Noth: ein Anblick zum Erbarmen — und als solchen nützten ihn auch ihre Genossinnen aus. Sie zogen und zerrten die Alte zu den Reisenden hin und hoben ihren gelähmten Arm mit der verwelkten Hand zum Betteln empor.

Die junge Frau spendete gutmüthig eine Münze, als plötzlich der alte Geiger mit einem seltsamen Schrei dicht, ganz dicht an die blinde Bettlerin herantrat.

„Unmöglich — unmöglich! Und doch! Seht doch, seht!“

Er wies auf ein beschmutztes, zerlumptes, schwarzes Tuch, aus dessem Rand verblichene rothe Palmen auftauchten, ein Tuch, dessen einer Theil eine aus ehemaligen Goldfäden gestickte Tiara erkennen ließ — das Schultertuch der gräßlichen Alten.

Eine der Jüngeren, die einen geringeren Grad der Verrohung in ihren Zügen verrieth, gab Auskunft: „Sie ist alt, so alt, daß man es kaum weiß — sie war einst schön und eine große Sängerin, ein Fürst nahm sie auf sein Schloß — vor langer, langer Zeit. Aber ich habe sie nie anders gekannt als so — man kann mit ihr machen, was man will, sie antwortet nicht, sie spricht auch nie — nur wenn man ihr das Tuch nehmen will, das duldet sie nicht, dann fährt sie über die gestickte Krone und murmelt einen Fluch! Eine Königin hat ihn ihr geschenkt, sagt man sich. Als sie noch sprach, befahl sie, man solle sie darin begraben — und so wird es geschehen.“

Die junge Frau hatte sich in die Arme ihres Gatten geworfen und weinte bitterlich — der Violinspieler wußte auch wohl nicht, daß ihm die Thränen vom Auge liefen!

Das Rad war ausgebessert, die Kinder sprangen wie wilde Teufelchen in den Planwagen, die Jüngere leitete die stumpfsinnige Alte zurück.

Unwillkürlich folgte ihr der Geiger, und als sie im Stroh gebettet war, drückte er ihrer Begleiterin ein Goldstück in die Hand und flüsterte: „Achtet sie hoch — sie war einst die größte Sängerin der Welt.“

Dann legte er die zitternde Rechte auf die Knochenhand der Unglücklichen, deren Schönheit er vor kaum einer Viertelstunde erglühend beschrieben hatte, sah in ihre erloschenen Augen und rief laut: „Catalani!“

Aber umsonst wartete er auf ein Merkmal der Erinnerung — lebendig todt war die große Sängerin, die nun der Rumpelkarren durch die nasse Erica der Haide davonführte . . .

Heiteres.

Amerikanische Reklame. „Die Erklärung eines der dunkelsten und beunruhigendsten Geheimnisse des Weltalls!“ annoncirt ein Brooklyner Geschäftsmann Namens Cameron in fetter Riesenschrift und fährt dann fort: „Seit vielen Jahren existirt ein dunkles Geheimniß, welches die Kontinente Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien in ihren Grundvesten erbeben machte, aber das Ende ist endlich gekommen und das große Räthsel, wie Cameron zu solch wahnsinnig niedrigen Preisen verkaufen kann, soll die Menschheit nicht länger beunruhigen. Hier ist die Antwort! Weil er keine 60 000 Dollars Rente für das Jahr bezahlt, weil nicht Dutzende von eleganten und müßigen Verkäufern in seinem store herumlungern, weil er nicht in einer importirten Kutsche fährt; weil er selbst arbeitet und seine Angestellten dies wissen; weil seine Frau weder Zobelpelze noch Diamanten trägt; weil er für zwanzig bis dreißigtausend Dollars auf einen Posten einkauft und ein „spot cash“ bezahlt; weil (hört! hört!) er einfacher Arbeiter gewesen ist und deshalb mit dem arbeitenden Volke sympathisirt — aber auch mit den vornehmen Kreisen, denn er ist jetzt Besitzer der halben Flatbush-Avenue; weil — — doch oh! kommt und seht ihn selbst, kommt zu Cameron, dem Berühmten, dem Unvergleichlichen, dem Könige aller Schneider der Welt!“ Und nun folgt im trockensten Tone die Preisliste seiner Kleider und Stoffe.

* * *

In einer Berliner Gemeindeschule bemüht sich der Lehrer, seinen Zöglingen den Unterschied zwischen den gleichlautenden Substantiven und Adjektiven klar zu machen. Er schreibt die Worte „Weise“ und „weise“ an die Tafel. „Nun, Fritz, welches ist der Unterschied zwischen diesen beiden Wörtern,“ fragt er einen pausbackigen Jungen.

„Ja,“ antwortet Fritze mit Selbstbewußtsein, „det is 'ne jroße Weiße und det is 'ne kleene!“

Nicht allzu dauerhaft. Ein herumziehender Menageriebesitzer zeigte in einem Käfig einen Löwen, einen Tiger, einen Wolf und ein Schaf, welche anscheinend ganz friedlich mit einander verkehrten, und es trug dieses Thier-Idyll nicht wenig dazu bei, den Zulauf zu seiner Menagerie zu fördern. Eines Abends, als der Besitzer sich von des Tages Last und Mühe bei einem Glase Bier erholte, fragte ihn ein Zechgenosse: „Nun sagen Sie mal aufrichtig, Direkterchen, wie lange leben nun die Thiere schon zusammen in einem Käfig?“

„So etwa drei Vierteljahr,“ antwortete der Direktor, „das heißt, wenn ich aufrichtig sein soll, gilt das nicht für alle vier; das Schaf hat wiederholt erneuert werden müssen.“

* * *

Ein Umweg. Friedrich Schultze kam von Lichtenberg die Frankfurter Chaussee entlang nach Berlin und traf seinen Freund Müller, welcher aus Berlin kam. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Schultze: „Nun, Müller, wir haben uns ja lange nicht gesehen; wie geht es Dir denn?“

Müller: „Mir geht es recht schlecht; ich komme hier nicht vorwärts, ich gehe nach Amerika.“

Schultze: „Da machst Du aber einen großen Umweg, da mußt Du ja zum Hamburger Thor hinausgehen.“

* * *

Wahrscheinlich. „Du — da geht die junge Frau von dem Doktor Müller . . . Es hat mich gewundert, daß er ein Mädchen geheirathet, das acht Schwestern hat!“

„O, das hat er wahrscheinlich gethan, damit die Schwiegermutter mehr vertheilt wird!“

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.